

I22

■ **Männlichkeiten**

Jürgen Martschukat, Olaf Stieglitz, »Es ist ein Junge!« Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit (Historische Einführungen, Bd. 11), Tübingen (edition diskord) 2005, 286 S., 22,00 €

Ernst Hanisch, *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien u. a. (Böhlau) 2005, 459 S., 35,00 €

Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Zu dieser von John Tosh 1998 gestellten Frage liegen nun zwei weitere Antworten vor: Eine »Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit« von Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz sowie der Versuch von Ernst Hanisch, anhand einer Analyse österreichischer Männlichkeiten eine »andere Geschichte des 20. Jahrhunderts« zu schreiben.

Martschukat und Stieglitz haben mit ihrem Band eine Einführung in die englisch- und deutschsprachige Männlichkeitsgeschichte vorgelegt, die gerade diejenigen ansprechen will, »deren Interesse innerhalb der Geschlechtergeschichte eher den Weiblichkeiten als den Männlichkeiten gilt.« Der Band möchte demnach Männlichkeitsgeschichte nicht als Engführung einer Geschichte nur über Männer präsentieren, sondern das Forschungsfeld in eine breit konzipierte Geschlechtergeschichte einordnen. Kernanliegen des Buches ist daher die Forderung, Geschlecht und seine Subkategorie Männlichkeit als eine mehrfach relationale Kategorie zu begreifen. »Mehrfach relational« bedeutet in diesem Fall, dass Männlichkeiten nicht nur in Wechselbeziehung zu Weiblichkeiten betrachtet werden, sondern darüber hinaus in Relation zu den Kategorien *race* und *class*, aber auch im Verhältnis zu Körper und Sexualität.

Die Autoren beginnen mit einer Darstellung der Genese der Männlichkeitsgeschichte, deren eine Wurzel die Frauen- und Geschlechtergeschichte war. Parallel hierzu entwickelten sich vor allem in den USA die zunächst soziologisch ausgerichteten *men's studies*, die zu Beginn recht einseitig fast ausschließlich die Männlichkeit weißer Mittelschicht-Männer untersuchten. Seit Mitte der 1980er Jahre wandelte sich der Singular »Männlichkeit« jedoch in den Plural »Männlichkeiten«: Statt der Ana-

lyse einer vermeintlich stabilen homogenen Männlichkeit gerieten nun Alteritäten und Differenzen von Männlichkeitsentwürfen in den Blick. Die Arbeiten von Harry Brod, Michael Kaufman und Michael Kimmel läuteten diesen Paradigmenwechsel ein.

Im »Herzstück« ihres Buches entwickeln Martschukat und Stieglitz schließlich theoretische Leitlinien für eine Geschichte der Männlichkeiten. Dabei widmen sie sich den Themen »Identität und Differenz«, »Relationalität von Geschlecht«, dem Begriffspaar »Diskurse und Erfahrungen« sowie schließlich der »Krise und Hegemonie«. Die Problematik einer Verwendung des Begriffs der »Krise«, eng verknüpft mit Raewyn Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit, erkennen Stieglitz und Martschukat darin, dass das explizite Reden über Männlichkeit fast immer auch ein Reden über Krisen der Männlichkeit war. In der Männlichkeitsgeschichte solle es gerade nicht darum gehen, den Krisenbegriff als Folie für eine objektive Diagnose von vermeintlich »echten« Krisen zu verwenden, sondern um eine Analyse, die aufzeigt, »welche Funktion die regelmäßige Anrufung einer Krise in der Geschichte wie in der gegenwärtigen Forschung zu Männern und Männlichkeiten eigentlich erfüllt«. Das Reden von Krisen der Männlichkeit wird somit als soziale Praxis zur Herstellung hegemonialer Männlichkeitsentwürfe begriffen.

Martschukat und Stieglitz schließen Ausführungen über aktuelle Entwicklungen in der Historiografie der Männlichkeiten an. Sie vertiefen dabei die Aspekte Familie und Arbeitsleben und widmen sich »Formen männlicher Sozialität« sowie den »Geschichten männlicher Sexualitäten«. Ihr Ziel, Studierenden und Lehrenden einen Einblick in die Denk- und Arbeitsweise sowie in die historiografische Entwicklung der Männlichkeitsgeschichte zu geben, können die Autoren erreichen. Gerade die Darstellung der theoretischen Leitlinien eignet sich sehr gut für eine erste Annäherung an die komplexen Theorieangebote, mit denen

die Männlichkeitsgeschichte mittlerweile umgeht. Auch die Analyse von theoretischen Prämissen der *gay* und *queer studies* als »Forschungsparadigmen« der Geschichte männlicher Sexualitäten erfüllt den Zweck, komplexe Theorieangebote verständlich darzustellen und so für die Arbeit etwa in universitären Einführungsveranstaltungen nutzbar zu machen.

Im Unterschied zu Martschukat und Stieglitz geht es Ernst Hanisch nicht um eine Darstellung von Theorie- und Methodenangeboten, sondern um die Präsentation konkreter Forschungen zu Männlichkeit. In der Einleitung gewährt Hanisch den LeserInnen zunächst einen Einblick in seine eigene Mannwerdung und nimmt dann mit dem »Krieger«, dem »Liebhaber«, dem »Vater«, dem als »Homo faber« bezeichneten Berufsmenschen und dem »Sportler« fünf Männlichkeitskonstruktionen in den Blick und begleitet diese durch das 20. Jahrhundert.

Hanischs Konzeption eines »langen 20. Jahrhunderts« ist überzeugend, da er in seiner als kulturhistorisch entworfenen Betrachtung Erfindungen wie dem Automobil, dem Film oder der Elektrizität, die allesamt bereits vor 1900 gemacht wurden, als »Leitfossilien« eine hohe Bedeutung für die kulturelle Praxis im 20. Jahrhundert einräumt.

Inhaltlich anregend sind die Ausführungen zum »Krieger«. Die Wehrpflicht wurde in Österreich-Ungarn laut Hanisch nicht zu einem Instrument nationaler Männlichkeitspolitik, sondern band die Soldaten übernational an Kaiser und Dynastie. Die Darstellung der Figur des »Liebhabers« sticht dadurch hervor, dass der Autor neben literarischen Quellen auch Scheidungsakten oder Benimmratgeber heranzieht, obwohl man sich hier wünschen würde, mehr über die jeweilige Reichweite und Relevanz des Materials zu erfahren.

Die Ausführungen zum Sportler zeigen, dass gerade die Herstellung von Männlichkeit im Sport eng mit politischen und ökonomischen Faktoren verbunden war. So legt Hanisch dar, dass der Sport in Österreich

vor 1945 nicht nur Träger von Nationalismus wurde, sondern nach 1945 organisatorisch eng an die österreichische Parteienlandschaft gekoppelt war, indem die Sportvereine klar den politischen Parteien zugeordnet waren. Den Zusammenhang von Kommerzialisierung und Männlichkeit illustriert Hanisch am Beispiel des Alpinismus: Zunächst suchten fast nur bürgerliche Männer städtischer Provenienz den »Kampf mit dem Berg«; durch den Bau von Seilbahnen ab den 1920er Jahren konnten Bergsteigen und Wintersport jedoch zum kommerzialisierten Massenvergnügen und zu einem populären Feld der Herstellung von Männlichkeit werden.

Befremdlich muten die vielen Vergleiche an, die Hanisch immer wieder anstellt, um seine Darstellung zu plausibilisieren und Querverbindungen herzustellen. Wenn er zum Beispiel über die dem Jagdbegriff immanente Männlichkeitsmetaphorik spricht, vergleicht er die Verfolgung geflohener sowjetischer KZ-Häftlinge, die als so genannte »Mühlberger Hasenjagd« in die Annalen der österreichischen Geschichte einging, mit der populären Redeweise vom »Schürzenjäger«. In seinem Fazit scheut er sich nicht, das Auftreten US-amerikanischer Soldaten im Vietnam-Krieg direkt mit den Verbrechen von Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg zu vergleichen. Ursache für die Aggression beider sei »Angst und Hilflosigkeit« gewesen. Die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens soll hier nicht weiter kommentiert werden.

Misst man die Monografie von Ernst Hanisch zu Männlichkeiten im Österreich des 20. Jahrhunderts an den hohen Ansprüchen, wie sie Martschukat und Stieglitz gerade in theoretischer Hinsicht an die Männlichkeitsgeschichte stellen, so wird man enttäuscht. Viel versprechend kündigt Hanisch in der Einleitung an, die Geschichte der Männlichkeit als *doing gender* zu analysieren, übersieht dabei jedoch, dass gerade das Konzept des *doing gender* mehr in den Blick nimmt als die bloße soziale und kulturelle Produktion von Geschlechterbildern auf der Basis sicherer biologischer Wahrhei-

ten. Elementar für eine *doing gender*-Analyse wäre es hingegen zu betrachten, welche Prozesse dazu geführt haben, dass es solche essentiellen Geschlechter- und Sexualitätsbilder überhaupt erst gibt. Augenfällig wird dieses Manko, wenn der Autor unter der Überschrift »Als Historiker über die Liebe schreiben« die Ergebnisse der Neurobiologie bemüht, die »die Gefühle im limbisch-paralimbischen System des Gehirns lokalisiert«. Dass Gefühle, insbesondere die »Liebe«, zu den essentiellen Grundausstattungen des Menschen gehörten, könne jeder »in den Erfahrungen seiner Biographie überprüfen«. So wird Hanischs eigener Erfahrungshorizont zum Maßstab für Theoriebildung.

125

Auch verzichtet er nicht darauf, konstruktivistischen Ansätzen der historischen Geschlechterforschung eine »ideologisch getönte Apperzeptionsverweigerung« vorzuwerfen. Worin genau die ideologische Stoßrichtung einer solchen Verweigerung, die biologistischen Grundlagen von Geschlecht, Sexualität und Emotion anzuerkennen, liegt und wer hinter solchen Ideologisierungen stecken mag, verrät Hanisch freilich nicht. Doch sei »der postmoderne konstruktivistische Geschlechterentwurf« lediglich »das Spiel einer kleinen Bildungselite« und werde, so sein Fazit, »von der historischen Forschung falsifiziert.« Die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen eignen sich freilich nicht, um die in der Männlichkeitsgeschichte verwendeten Theorieangebote ernsthaft hinterfragen oder gar überwinden zu können. Vom Projekt einer kritischen und mehrfach relationalen Männlichkeitsgeschichte, wie sie Martschukat und Stieglitz entwerfen, ist das Buch von Hanisch weit entfernt.

MARTIN LÜCKE (BIELEFELD/LEIPZIG)